

Unterhaltungsblatt



Erlämpft.

Roman von Klara Löffler, Stuttgart.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Draußen troff es schon wochenlang vom täglich gleichen Grau des Himmels in Bindfaden auf die Dächer der kleinen Stadt. Der heulende Sturm prekte den Regen flatschend an die schütternden Scheiben der Wohnungen, hinter denen die Menschen mit mehr oder minder mürrischen Gesichtern sahen und vergeblich auf ein paar warme Sonnenstrahlen warteten.

Die unfreundliche Stimmung der Natur schien sich doppelt trüb auf die Bewohner der kleinen Villa, die in einer der stillen, vornehmen Straßen der Stadt lag und die der verwitweten Majorin Lohrer gehörte, gelegt zu haben.

Mit glühender Entrüstung berichtete eben die Zimmerjungfer der aufhorchenden Köchin: „Das gibt noch etwas Böses, diese Halsstarrigkeit

der Majorin gegen über dem Fräulein... Es ist ja jammer-schade, eine solche Stimme zu haben und nicht damit anfangen zu dürfen, was man gern möchte.“

„Davon verstehen Sie nun gar nichts, Sophie. Unser Fräulein ist einfach das, was man ein gnädiges Fräulein nennt und nicht dazu da, „Singmannell“ zu werden, die jeder für fünfzig Pfennige oder ein paar lumpige Silberlinge angucken kann... Und die alte Gnädige hat schon recht, wenn sie ihre Tochter nicht auf die Musikschule schicken will. Das Singen hat sie ja gelernt, das genügt. Zu was braucht ein solch schönes Fräulein, wie das unfrige eines ist, zu studieren? Die

Renate soll heiraten... Warum bringt ihr denn der Oberleutnant jeden Sonntag einen Rosenstrauß?... Och blos, weil er sie heiraten will.“

Während diesen Worten schlug die robuste Köchin mit verdoppelter Energie den Teig schaumig und sah das hübsche Zimmermädchen jetzt herausfordernd an.

„Also, Marie, vom Studieren da verstehen Sie schon so gut wie gar nichts, und wenn ein Mensch eine solch schöne Stimme hat, dann soll er sie auch gründlich ausbilden lassen, denn das ist Gottesgnadentum.“

(By.)

„Heute versündigen Sie sich man blos nicht, als ob solch eine Theaterprinzessin etwas mit Gott zu tun hätte!“

Sophie rümpfte die Nase. „So ungebildet,“ sagte sie schnippisch seufzend.

„Mir genügt meine Bildung, und ich glaube, für Sie wäre es auch besser, Sie kümmerten sich mehr um die Küche, als um sonstigen Firlfanz. Ihr Mann ist einmal nicht beneidenswert.“

Der beiden verschiedenartige Ansichten über Lebenszwecke und Aufgaben gaben schon des öfteren Anlaß zu kleinen Reibereien, und heute hätten diese wohl leicht größeren Umfang angenommen, wenn nicht durch einen immer heftiger werdenden Wortwechsel, der über den Fluß scholl, die Aufmerksamkeit beider abgelenkt worden wäre.

„Die arme Gnädige!“

„Das arme Fräulein!“ waren die leichten Worte, mit denen sich die dienstbaren Geister voneinander trennten. —

In dem geräumigen, vornehmen Wohnzimmer der Majorin ging unterdessen der Meinungsaustausch lebhaft weiter.

Major Lohrer lag mehr, als sie saß, in gebrochener Haltung in einem der schweren, geschnittenen Gobelinsessel. Ihre Finger spielten nervös mit der goldenen Lorngitterkette, die über ihre vollen Schultern fiel. Mit müdem Augenaufschlag nickte sie jetzt ihrem Schwager, dem Geheimrat von Lohrer, zu, der in seiner kurzen und etwas markanten Art eindringlich auf seine in seiner Nähe stehende Nichte Renate einsprach.

„Kind, Kind, du weißt doch, daß die Mama und ich nur dein Bestes wollen. Sehe dies nur ein und überlege dir dein unmögliches Ver-
mogen gründlich, und
i wirkt es erleben,
h du in ein paar
othen selbst lachst
über ein Ansinnen,

das sich für dich als ganz und gar unwürdig herausstellt.“

„Nein, Onkel, ich werde niemals lachen darüber,“ entgegnete Renate Lohrer mit einem flammenden Blick ihrer sprechenden Augen zu dem mit dem ewig gleichen Lächeln auf sie schauenden Vormunde. „Mit meiner Kunst ist es mir heiliger Ernst und nicht nur leere, oberflächliche Spielerei, und ich bitte dich, Mama, und dich, Onkel, nochmals inständig: laß mich auf das Konservatorium! Ach, wenn ihr ihn doch fühlen könnetet, diesen Drang zur Kunst in mir, ihr müßtet Verständnis für mein Bitten haben!“



Feierliche Einweihung eines von einer bulgarischen Division errichteten Denkmals für den deutschen Jagdschießer Leutnant von Eschwege in Drama in Bulgarien. Der Divisionsführer, Generalmajor Petross, legt in Gegenwart bulgarischer Geistlicher, Zivil- und Militärbehörden einen Strauß nieder.

Die Majorin hob ihr Spitzentuch an die Augen. „Bei dieser Erziehung solche Wünsche, Oster!“

„Quäle dich nicht, liebe Ora, wenn es eben nicht anders geht, dann werden wir deiner überspannten Tochter unseren Willen und unsere Macht auf andere Weise zeigen.“

Renate's schlankes Gestalt zuckte zusammen und um ihren schön geschwungenen Mund lief ein leises Zittern. Aber in ihren Augen lag ein solch stolzes Leuchten und die dunklen Sterne schauten dem Vormunde so voll Unerschrockenheit entgegen, daß selbst dieser glatte und gewandte Weltmann einen Augenblick zögerte, bevor er weiterredete: „Du weißt, Renate, daß Mama und ich absolut gegen deine verschrobenen Pläne sind... Du weißt ebensogut, daß man in unseren Kreisen auf seinen Stand Rücksichten zu nehmen hat, daß man nicht einfach tun und lassen kann, was einem gerade einfällt.“

„Gewiß weiß ich das, Onkel.“

„Bitte, unterbreche mich nicht, Renate,“ entgegnete er scharf, sein Ein Glas ins rechte Auge hemmend. „Du weißt ferner, daß wir gegen die Fortsetzung deiner Gesangsstunden zu Privatzwecken nichts einzuwenden haben, daß wir aber niemals, bitte, Renate, höre dieses niemals deutlich, unsere Zustimmung zur Ausbildung als Berufssängerin geben. Solche Damen passen nicht in unsere Kreise.“

„Wenn ich doch euer Vorurteil aufgeben wolltet. Ihr denkt ja hier so rückständig. Es gibt Künstlerinnen aus den besten Familien. Es ist eine edle und große Aufgabe, der Kunst, zu der man sich berufen fühlt, dienen zu dürfen.“

„Ich denke, wir haben jetzt genug über diese Angelegenheit geredet. Komm, Ora, wir wollen den Tee nehmen.“

In der Stimme des Geheimräts klang ein gemacht gleichgültiger Ton mit, der Renate sagen sollte, daß man ihre Wünsche als abgetan betrachte.

Das junge Mädchen am Fenster kämpfte einen kurzen, schweren Kampf mit sich selbst. Renate wußte, daß die Mutter den Onkel zu sich gebeten hatte, damit er ihr den törichten Gedanken einer Künstlerlaufbahn austreiben solle. Alle Wünsche, alles Hoffen, Bitten und Rüingen sollte damit umsonst gewesen sein. Man sprach einfach nicht mehr darüber, hieß sich die Ohren zu und hörte nicht auf den heißen Herzenston, der in ihrem Bitten lag.

Sie sah im Geiste den Musiksaal ihrer Lehrerin vor sich. Es war am letzten Prüfungstag gewesen, als die Lehrerin zum Prüfstein des Königs ihrer Schüler einige bekannte Musikautoritäten eingeladen hatte.

Renate Lohrer sang die Arie der Agathe aus dem „Freischütz“ so voll hingebenden Empfindens und mit solch innigem Ausdruck, daß sich der unter den Anwesenden befindliche erste Tenor der Hofoper, Waldner, so begeistert von ihrem Gesang fühlte, daß er nach Schluss der Arie sofort auf das junge Mädchen losstürzte und ihr fröhlig und kollegial die Hände drückend zurrief: „Fräulein Lohrer, Sie wünschte ich mir bald einmal zur Partnerin!“

Froh lächelnd sah sie zu dem Gesellerten auf. Sie wußte, daß er keine leeren Phrasen mache und war stolz auf das Lob aus seinem Munde.

Leise erröternd sagte sie, die dunklen Augen voll zu ihm ausschlagend: „Ich wünschte es mir auch, Herr Kammer-sänger. O, es muß herrlich sein, der Kunst ganz angehören zu dürfen, aber...“ eine plötzliche Trauer legte sich über das feine Gesichtchen, „meine Mutter...“

Waldner piff leise durch die Zähne. „Ich verstehe... nichts wissen von Theaterprinzessin und so weiter... Man kennt dies ja zur Genüge. Aber, es wäre ja jammerschade, Fräulein Lohrer, wenn diese Stimme und diese Ausschauung brachliegen würde. Ist es Ihnen wirklich heilig Ernst mit unserer Kunst, dann mit Mut und Vertrauen zum Königin rein in den Kampf! Ist es denn etwas Unrechtes, wenn man den Menschen wieder gibt von dem, was einem der Herrgott in schönster Fülle gegeben?“

All dies zog jetzt noch einmal durch Renate Lohrs Seele. Wie aus einem Traum erwachend, fuhr sie sich mit der zarten, weißen Hand über die Augen und startete dann zu ihrer Mutter und dem Onkel hinüber.

Die Majorin bediente ihren Schwager mit liebenswürdiger Annmut, und der Geheimrat verstrickte seine noch immer schöne Schwägerin in ein angeregtes Gespräch. Er erzählte aus ihren gemeinsamen Bekanntschaften nichtssagende Alltaglichkeiten und kleine, interessante Histörechen.

Renate schien sie ganz vergessen zu haben. Zufällig fiel jetzt der Majorin Blick auf ihrer Tochter noch unberührtes Gedächtnis.

Mit einer würdigen Bewegung wandte sie den überaus vorteilhaft frisierten Kopf: „Bitte, Renate, komme, der Tee wird ja kalt.“

„Ich kann jetzt mit dem besten Willen nichts zu mir nehmen, Mama, und wenn du und Onkel den Tee genommen, dann möchte ich auch noch um ein kurzes Gehör bitten.“

Unwillig zog die Majorin die Stirne kraus. Doch begütigend legte der Geheimrat seine Hand auf ihren Arm. Sein Blick sagte: Beruhige dich, ich bin ja da.

Renate war unterdessen in den Erker getreten und ging zwischen den prächtigen Palmen hindurch leise zum Fenster. Ihre Augen legten durch die bunten Buchenscheiben ins Weite. Mit aller Kraft suchte sie ihre Gedanken zusammen zu fassen zu dem, was sie in dieser Stunde noch legen wollte, sagen mußte.

Von Zeit zu Zeit schloß sie die Augen und ein schmerzvolles Leben durchdrannte den jungen, schlanken Körper. Aber auf der hohen, blassen Stirn lag ein unbewegtes Wille.

Die Majorin läutete der Zimmerjungfer. Geräuschlos räumte diese den Tisch ab. Verstoßenen sah sie zu der Tochter des Hauses hinüber, und von dieser nach der Majorin und ihrem Nachbar.

„Da steht es nicht gut,“ philosophierte sie und empfand es doppelt schmerzlich, daß Marie so wenig Verständnis für des gnädigen Fräuleins Wünsche übrig hatte. Es hätte sich jetzt so schön darüber schwärzen lassen.

Nun, Renate?“

Der Geheimrat hatte wieder den liebenswürdig gleichgültigen Ton angenommen, den sie geradezu hasste. Warum drängte er sich mit seiner widerlichen Freundschaft zwischen sie und ihre sonst stets so gütige Mutter.“

Hiebend hob Renate die Hände zu ihrer Mutter: „Mama, noch einmal bitte ich dich, laß mich Musik studieren, laß mich Künstlerin werden!... Ich würde zugrunde gehen, wenn ich diesem Drang in mir nicht folgen dürfe. Bitte, bitte, Mama, verzehe mich doch!“

„Niemals auf solche Art, Renate!“

Langsam und scharf fiel der Geheimrat ein: „Du zwingst uns noch zu Gewaltmitteln, Renate, die deiner Mutter und mir peinlich wären, anwenden zu müssen. Du kennst unsere Ansicht und unseren Willen. Dies Thema ist jetzt einfach fertig. Du bist die Tochter eines vornehmen Hauses und kennst die Pflichten eines solchen...“

Raum merlich senkte Renate Lohrer das Haupt mit der schweren Flechtentonne und fast demütig kam es über ihre Lippen: „Ich bin mündig, Onkel.“

Dem Geheimrat fiel das Monosel aus dem Auge und die Majorin sah jäh und steif auf in ihrem Sessel.

„Was soll das heißen, Renate?“

„Dass ich doch auch etwas Selbstbestimmung über mich habe, Onkel.“

Wieder führte die Majorin ihr Spitzentuch an die Augen. „Das ist meine Tochter,“ schluchzte sie ein paarmal hintereinander kopfschüttelnd auf.

„Und diese Mündigkeit gedenkt das selbständige Fräulein auszunehmen,“ spottete der Geheimrat. „Darf ich um deine Pläne bitten?“

„Gewiß, Onkel,“ entgegnete sie, seinen Spott überhörend und sich stolz aufrechtend. „Ich werde noch ein paar Semester der Musikakademie besuchen und mit dann als bezahlte Sängerin mein Brot selbst zu verdienen suchen.“

Die Majorin hielt sich die Ohren zu. „Dies in meinem Hause! Wie wird man lachen über uns mit unserer Operndiva.“

„So weit sind wir noch nicht, Ora,“ rief der Geheimrat in höchster Erregung. „Renate bleibt hier, und zwar werden auch die Gesangsstunden sofort aufgehoben.“

Nun geriet auch Renate in Wallung.

„Will ich denn etwas Unrechtes?“ rief sie mit flammender Entzückung. „Nur meinem innersten, heiligsten Triebe will ich folgen. Was weißt denn du, Onkel, der du jahraus, jahrein hinter deinen Büchern und Alten stehst, was es ist, wenn es da drinnen in der Brust singt und klingt, daß einem das eigene Ich zu enge wird. Sieh, Onkel, dir dünt dein Beruf als der schönste. Läßt mir den meinigen, und ich will es dir und Mama aus tiefstem Herzen danken. Ich spüre es ja, es gibt kein Zurück für mich, mit allen Fasern zieht es mich zur Musik, zur herrlichen, göttlichen Musik.“

Fassungslos sah die Majorin auf ihre in jugendlicher Begeisterung doppelt schön vor ihr stehende Tochter.

Kühl hörte der Geheimrat dies Herzentscheidnis seiner Tochter. Mit einem Achselzucken glaubte er die Sache abgetan.

Doch unbedingt fuhr Renate fort: „Ich werde mit den Weg zur Freiheit eklämpfen. Ich will hungern und frieren, aber mein Ziel will ich erreichen!“

„Dann bist du nicht mehr die Tochter dieses Hauses.“

Einen kurzen Augenblick schloß Renate die schimmernden Augen, dann sagte sie still und gefaßt: „Wenn Mama und du dies mit eurem Gewissen vereinbaren könnet, muß ich es tragen.“

„Mein Kind... mein undankbares Kind!“

„Bitte, Ora, rege dich nicht unnütz auf, deine Tochter ist es nicht wert.“

Renate biß sich die Lippen blutig. Wie gerne wäre sie zu ihrer schwachen Mutter geeilt, hätte sie in ihre Arme genommen und ihr sonst und liebevoll alles gesetzt, was in ihrem jungen Herzen gärt, aber wie eine unüberwindliche Mauer stand ihr Onkel zwischen ihr und ihrer Mutter, die sich so ganz von dem gewalttätigen Schwager führen ließ.

(Fortsetzung folgt.)



Das Glück im Strumpf.

Slize von Willy Haeber.

(Nachdruck verboten.)

Da kann der gemütlichste Mensch ungemütlich werden, wenn der Posttag aus der Heimat immer nur die anderen bedient! So ungefähr dachte Ditzfeldwebel Steindorf und troch mißgestimmt in seinen Unterstand, als die Nachfrage ergab, daß bei der Postverteilung sein Name wieder nicht genannt worden war. Das war nun wohl schon der sechste Tag, an dem es ihm so ging. Zum Teufel, was nützte ihm der Schleppstab, was nützte ihm sein anerkanntes Genie als Kunstmaler, wenn sich niemand um ihn kümmerte? Draußen standen die Lanzen im Schützengraben, lasen die Briefe ihrer Frauen und Liebsten und schmunzelten. Er konnte gar nicht mehr hinsehen.

Sein Groß war fast vertaucht, als sein Bursche eintrat, einen großen Karton unterm Arm. „Herr Leutnant lädt Herren Feldwebel bitten, diese Liebesgabenstrümpfe innerhalb des Auges zu verteilen!“ — „Wird gemacht. Stellen Sie fest, wie viel pro Gruppe dringend benötigt werden und melden Sie mir's.“ — „Zu Befehl, Herr Feldwebel!“

„Na, das klappst ja!“ sagte sich Steindorf, „es wird wohl keine Sünde sein, wenn ich mit auch ein Paar nehme, brauchen kann ich sie.“ Er



Benzintankwagen:
Beförderung von Benzinbehältern für Flieger-Abteilungen an die Front.

wechselte also die Fußbekleidung. „Da muß doch etwas drin sein!“ Ein Käthchen kam zum Vorschein:

„Möge der Empfänger auf diesen Strümpfen dem Glück entgegenwandern!“ Lisa Herzog.“

* * *

Der wieder eintretende Bursche fand seinen Herrn anscheinend schlafend. Geräuschlos entfernte er sich wieder. Aber Steindorf schloß nicht. Den Kopf hatte er in den Armen vergraben. In schwarzen Schwärmen stürmten die Gedanken auf ihn ein. Millionen Männer kämpften auf allen Fronten — und gerade ihn, der nur in mühevollen Kämpfen seine innere Ruhe wiedergefunden hatte, mußten diese Zeilen erreichen, aufstörend, peitschend, sein Inneres quälend und marternd wie mit glühenden Zangen.

Lisa! Nach über zwei Jahren des Lebens hier draußen im Wind und Wetter, Getöse und Sterben war es so unfahbar schwer, jene vergangenen Zeiten als wirklich erlebt aus lange verschloßenen Räumen des Erinnerns hervorzurufen. Und nun sahnen sie ihn doch, die Gedanken und führten ihn weit weg.

Ein kleines Haus war da, ein rosenprangender Garten dabei, da unten im Schwäbischen. Heden, hoch und dicht, überladen von Rosen.

Ein Winkel, in dem Dornröschchen geschlummert haben mußte. Von Farbe und Schönheit bewungen, stellte er seine Staffelei hier auf. Und dann geschah es eines Tages, daß zwischen den Heden ein Köpfchen neugierig hervorlugte und ihn mit großen, fragenden Augen ansah. Und eine Kraft lag in diesem reinen Blick, daß Steindorf's Hand fast der Pinsel entfiel. Es kam, wie es kommen muß, wenn sich zwei junge, begeisterungsfähige Menschen begegnen.

Lisas Eltern waren gestorben, nun war sie hier bei ihrem Oheim, einem Beamten im Ruhestande. Steindorf suchte Einlaß und fand ihn, und der alte Herr schloß den jungen Künstler, der ein ganzer Mensch zu sein schien, tief in sein Herz. Und Lisa? Auf der Welt gab es nur ihren Hans, nichts sonst, und wenn Menschen auf der Erde vollstes, höchstes Glück finden können, dann hatten die beiden es gefunden.

Arbeiten riefen Steindorf nach der Residenz. Dem Alten legte er ans Herz, seinen Augapfel zu hüten, bis er wieder käme, ihn für immer zu holen. Sie schieden nicht leicht voneinander, doch im Vertrauen. — Für sein Bild „Mein Dornröschchen“ bekam Steindorf einen Preis und ein Stipendium zu einer Italienreise. Fort, nur fort, dem Lande jahrelanger Sehnsucht entgegen. Paradies der Künstler, Hölle liebender Herzen, du brachtest es fertig, daß das deutsche Dornröschchen aus dem



Vom westlichen Kriegsschauplatz:
In die Erde eingegrabene Unterkunftsstollen in einem Bahneinschnitt
im Kampf gebiet.
(Phot.: Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.)



Kathedrale von St. Quentin.
Deren jetziger Zustand nach der feindlichen Beschießung
in der letzten Zeit.
(Phot.: Leipziger Presse-Vitro.)

